

Die Blinden.

Der Berliner Korrespondent des Antsterdamer „Algemeen Handelsblad“ schreibt seinem Blatt:

In der stillen Nische eines Kaffeehauses sitzen um eine Tafel vier Soldaten in feldgrauer Uniform — drei mit großen schwarzen Brillen vor den Augen.

Das Kaffeehaus liegt an einer Passage in einer der belebtesten Straßenviertel des Zentrums. Des Abends schlendern hier die Passanten, fast jeder mit einem Kaffeebecher in der Hand, stumm nach den Gesichtern der Soldaten — denen mit dem Anzuge ein neues Gesicht blüht — und betrachten die glänzenden Auslagen in den Schaufenstern der Juweliere. Beim Vorplatz des Kaffees, wo die künstlichen Palmen stehen, halten viele Leute, um den Tönen der Musik zu lauschen, die deutlich durch die Türen dringen.

In einer Ecke des stillen, wenig besetzten Saales — sitzen die vier Feldgrauen, drei mit großen schwarzen Brillen, eine ohne mit breiten Nischen und blühenden Gesichtern. Sie trinken Kaffee und essen Kuchen dazu. Zwei greifen ohne Schwierigkeiten nach ihren Tassen und drehen sie. Die beiden anderen saßen vorsichtig mit den Fingern längs dem Rand des Tisches, suchten nach der Unterlage und tasteten vorsichtig mit den Fingerspitzen nach der Tasse. Blinde.

Ich setze mich zwischen die beiden Blinden. Links ein Junge von 19 Jahren, kaum eben ausgewachsen, dem Tap nach Fabrikarbeiter. Rechts ein hochgewachsener Mann, mit intelligentem Gesicht. Hinter den schwarzen Brillengläsern gewahrt man, wenn man genau hinsieht, daß die Augenlider wohl fest und dicht, aber eingesenken in den Höhlen hängen.

Einer dieser Blinden, der früher Schuhmachermeister in einem schlesischen Städtchen war und einige Gefellen beschäftigte, erzählte mir, was er wohl zum schmerzvollsten Male erzählte, aber doch in einfacher Art, ohne Pose, mit Herz und Seele, als ob er noch einmal zurückliebe in eine Art von Kind und Frauen, jedoch immerhin eine Welt voller Licht.

Er war im Osten gewesen. Zuerst bei Lyl, das den Russen, die kein Haus ungehindert oder ungeschändet gelassen hatten, entfallen werden mußte. Von Lyl ging es nach Polen hinein gegen Limanowa, wo er die sechsstägige Schlacht mitemachte und das harte Los ihn traf, mit Blindheit geschlagen zu werden.

Bei Limanowa hatte er vier Tage gelämpft, ohne Ruhepause zu nehmen, vier Tage und vier Nächte. Von seinen Kameraden waren nicht viele übriggeblieben. Dann kam das Unheil. Eine Granate schlug ein, nahe, wo er mit sieben Kameraden bei einem Offizier stand. Alle wurden verwundet. Die ersten Krämpfe und Steinbrüche fielen ihm ins Gesicht und der Luftdruck war so stark, daß ihm das Wasser aus den Augen lief und die Zähne im Munde wackelten. Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und das Gewimmer und Jammern um sich hörte, sah er nichts. Er dachte, daß es noch Nacht sei und füllte sich mit einem schmerzhaften, brennenden Schmerz in den Augen.

Aber es sollte nicht Tag werden. Und als er, gepeinigt durch furchtbaren Zweifel, einen verwundeten Kameraden fragte, ob denn der Morgen nicht kommen wolle, hörte er, daß es Mittag war. Nun wußte ich es sicher.

„Ich brüllte: „Meine Augen, meine Augen!“ Das Schreien mischte sich in die Wehklagen der anderen, die umherlagen und um Wasser schrien, nach Vater und Mutter riefen oder um eine Nadel flehten, die ihnen Erleichterung brachte. Der verwundete Offizier bemühte sich, die Soldaten zur Ruhe zu bringen und sagte, daß die Augen wohl noch gerettet werden könnten. „Aber ich wußte zu sicher, daß ich blind war.“

„Es ist hart“, meinte er, „sehr hart. Ich hätte lieber einen Arm oder ein Bein verloren. Nun bin ich doch noch jung, kaum dreißigjährig, und eben da ich mein Leben beginnen wollte, bin ich unglücklich für alle Zeiten.“

Es lang weniger als Klage, denn als Bitte. Dann fuhr er fort: „Zwei Tage und zwei Nächte lagen wir zwischen den beiden Fronten. Die Augen fielen über unsere Köpfe, die Granaten schlugen dicht bei uns ein. Die anderen sahen sie ankommen. Ich sah nichts. Ich fühlte nichts als einen schmerzhaften Schmerz in den Augen, eine stehende Pein in der ausgetrockneten Sehle. . . . Endlich war Limanowa genommen. Wir wurden in ein Lazarett gebracht, wo mir die Ärzte die Augen ausnahmen. Es ist hart, noch so jung.“

Er holte nun eine Nadel aus der Tasche, tastete über das Nadelblatt und sagte, er müsse zuerst nach dem Lazarett. Die Nachbehandlung war noch nicht zu Ende und sollte dauern, bis er zwei Glasaugen bekam. Morgens und mittags lernte er Maschinenschrift, damit er später kein Brot wieder verdienen kann. Dazu übte er Violinpiel und Singen. So kommt er gemächlich durch seine langen, dunklen Tage hindurch. Nachmittags um drei

geht er aus, mit Kameraden oder Damen, die ihn spazieren führen, bewachen und aufpassen. Er hofft es so weit zu bringen, daß er sich wieder selbst seinen Unterhalt verdienen kann. Bloß in sein Licht — und Abklärung, um Himmelswillen Abklärung und jemand, um nicht sehlfzugehen, wenn Bergweilung und Sorge nahez.

Der Junge links neben mir nahm das liebe Leben nicht so schwer, wahrscheinlich war er nicht verwundet. „Es soll wohl wieder weiterlaufen“, sagte er. Und mit markwürdig ermunternder Frische erzählte er, wie er verwundet ward. Bei Tilsit nahmen ihn die Russen gefangen, als er verlegt auf dem Schlachtfeld lag, mit einem Granatsplitter im Auge. Acht Tage lag er zu Tilsit im Bett. Sein Arzt, sein Wärter hat sich um ihn gekümmert, es starrte vor Schmutz und sein Essen bestand in Kapseln und Kautabak. Die Deutschen jagten dann die Russen aus Tilsit hinaus und plötzlich befand er sich wieder zwischen seinen Kameraden. Er schämte sich vor Vergnügen, wenn er daran dachte. Die deutschen Ärzte entfernten das rechte Auge und das linke soll vielleicht durch eine Operation gerettet werden. Nun wartet er seelenruhig, wohlgenut und amüsiert sich, daß er ein Glas Zitronenwasser mit einem Zichorienextrakt. „Das die Deutschen in Berlin nicht alles erlernen!“

Der dritte Mann, auch durch einen Granatsplitter in die Augen getroffen, kann nur noch durch das linke Auge sehen. Aber es wird sich täglich bessern, hat ihn der Arzt gesagt. Und nun kann er die Zeit nicht erwarten, wo es wieder nach der Front geht. Er erzählt von dem schnellen Aufmarsch durch Belgien und Frankreich, genosend in der Erinnerung. . . .

Der letzte, ein ruhiger, alter Landwehmann, hatte eine Gewehrlugel durchs linke Auge und den Mund bekommen. Das Auge blind und sechs Zähne weg. Er lebte nicht auf bei seinen Erinnerungen und sagte nur, daß es schrecklich in Belgien gewesen sei durch die Franzosen.

Es war nun Zeit, daß sie zurückkehrten in ihre Quartiere, wo sie so gut gepflegt werden und so gut zu essen haben, wo es so frohlich zugeht, so frohlich sogar, daß sie sangen. „Ich tanze so herzlich gern“, sagte der Blinde Schuhmacher. —

Und zwei Halbblinde nahmen die beiden ganz Erblindeten am Arm. . . .

Sprachrichtigkeit.

Von Dr. W. Fischer.

Wir entnehmen dieses Kapitel mit einigen Kürzungen dem 473. Bändchen der Sammlung aus „Natur und Geisteswelt“, herausg. v. G. Teubner: Die deutsche Sprache von heute.“ Von Dr. W. Fischer. Ohne die Fragen nach dem Warum und Wie der sprachlichen Veränderungen wirklich zu lösen — dafür fehlt auch ihm das historische Werkzeug —, gibt Fischer doch wenigstens einen vorurteilsfreien Überblick über die Bedingungen des sprachlichen Lebens und die Entwicklungsnotwendigkeiten der Sprache. Das unterscheidet sein Buch vorteilhaft von denen der landläufigen Sprachforscher, die mit ihm die Mängel, aber nicht die Vorzüge teilen.

Viele bezeichnen grundsätzlich alles Neue in der Schriftsprache noch nicht als ungenügend anerkannt als Rißbrauch — wir wissen, daß sich diese Auffassung nicht halten läßt. Andere verstehen darunter alles, was ihnen selbst nicht geläufig ist — auch auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Nehmen wir einmal einen gedachten Fall. Wenn sich neben der schriftsprachlichen Form eines Wortes noch die abweichende einer Mundart in die Schriftsprache einbringen wollte, so daß wir dann zwei Formen desselben Wortes ohne sorgfältige Scheidung nebeneinander hätten, das wäre doch gewiß Rißbrauch, dabei könnte doch nichts für die Sprache Wertvolles herauskommen? Nun, die beiden Formen heißen drüben und drüben. Bis ins 19. Jahrhundert hinein wurden die Bedeutungen noch nicht scharf in der heutigen Weise geschieden; haben wir nicht allen Grund, uns zu freuen, daß unsere Vorfahren das oberdeutsche drüben nicht als mißbräuchlich aus der Schriftsprache verbannten? Also die Entscheidung über Brauch und Rißbrauch ist gar nicht leicht; sie ist so schwer, daß wir, bevor wir in unserer Untersuchung fortfahren, zunächst sehen wollen, was bekannte Sprachforscher und Gelehrte bisher für Rißbrauch erklärt haben.

Unser großer Luther tadelt das Schweizerdeutsch Zwinglis und spottet über die Worte Verwunderung, Langweile, Gelassenheit, beherzigen, erprießlich, Gottschick und seine Anhänger mißbilligen Beeinträchtigung, Uebild, wörtlich, Ritglied, zerstreut (für distrait), die Mehrzahlen Orte, Pläne; Sammler gilt ihnen geradezu als undeutsch, von Hellenwanderung wird hier gewiss, daß es eine unangemessene Bildung sei und dafür Sittenveränderungen der Völker, Wohnungsveränderungen vorgeschlagen. Gottschicks getreuer Schild-

knappe, der Freiherz u. Schönald, verweist Abbild, Abbang (er verlangt Seite des Berges), das All, anjanzren für anschauen, die Vilt-nordern; über einhieblich bemerkt er, man könne auf eben die Art beifertig statt arm sagen; über Keldglas, es sei ebenso, als wenn man Keldschöcher, auf deutsch Vederbecher sage, er spaltet über: an den Lippen hangen, Lustmeer und anderes. Der Vater Dornblüth nennt das von Gutschick vielgebrauchte Geschmad im überflüssigen Sinne (der gute Geschmad eine alberne Neubildung. Uebung warnet vor den unpassenden und lächerlichen Wörtern Abenteuer, begühen, behagen, Weiserichkeit, Wonne, Abfage, befestigen; er tadelt den Ausdruck: ganz freudlich angewiesen, dem Worte Liebreiz „Nicht etwas Widriges an“; „man hüte sich, daß man das veraltete ekelhafte: und es begab sich, nicht wieder in die historische Schreibart aufnehme“; nur im genaueren Leben darf man höflich, Geimat, sachl, schlicht, träumerisch gebrauchen.

Als Dick im „Blonden Eckert“ die prächtige Neubildung Baldeinsamkeit anwandte, da war die ganze Gesellschaft feingebildeter Menschen, der er das Märchen vorlas, einig in der Beurteilung dieses unbedeutenden und unverständlichen Wortes. Jean Paul und viele andere nach ihm tadelt das Blinde-a aufs schärfste, reden von s-Arde und s-Artung und s-tern statt Hoffnungsfreude, Ausgrabungsarbeiten Hoffnungsfreude, Arbeiten der Ausgrabung. Schopenhauer nennt Eickhoff ein häßliches latoponisches Wort; daß man in der Anatomie von Pulsader, Blutader, Arterthaler, Brustleiter spricht, erscheint ihm „ganz unanständig und noch dazu gemein und barbareskellenshaft“. Er tadelt Nachweis statt Nachweisung; vom Salz soll man nicht sagen dürfen, daß es löslich, sondern nur, daß es auflöslich sei. Nach Willenhoff kann ein Vordreher nur jemand sein, der den Leuten etwas vorredet, Truttmann verweist die Formeln selbst, jezt, der einzelne und will dafür selbst, jezt der einzelne einführen.

Bismann tadelt außer zahllosen andern, daß man unter eigentümlich jezt noch seitdem, unbedeutend verstehe und für die ältere Bedeutung eigenartig sage; er spottet über geistlich, Vortraste („unmöglich eibern“), Vortjahr, die h-Arde jüdische Einzahl das Gehalt und den gemeinen Plural Gehälter. Die gute Sprache kennt nur den Gehalt und die Gehalte. Die Mehrzahlen Edden, Herzoge sind falsch, halt Zerstretheit halt er Zerstreung, geradezu trunpftümig sind die greulichen Redewörter Karlegen und Larstellen gebildet.

Es wäre leicht, diesem Verzeichnis die schreiende Länge zu geben, doch mögen diese Proben genügen. Man schreie geradezu, wenn man sieht, zu welchen Verurteilungen Männer gekommen sind, die zweifellos die reichliche Bildung hatten. Sie fühlen sich so sicher, die gute Sache der Muttersprache zu führen, und doch hat ihnen die Entwicklung unzureichend gegeben. Wir sind in den meisten Fällen gar nicht mehr imstande zu begreifen, was ihnen an den genannten Ausdrücken und Sätzen denn so schlimm erscheint, und können darin, daß wir sie gebrauchen, wirklich kein Zeichen für den Niedergang unserer Sprache erblicken. Offenbar ist ein Hauptgrund immer der gewesen, daß ihnen die geänderten Bildungen nicht geläufig waren und daher höchlich erschienen; alles, was ihnen persönlich nicht gefiel, das galt als undeutsch.

Die meisten dieser Kritiker sind sich über das Wesen der Sprachentwicklung nicht klar, und das ist bei den älteren ganz begründlich, denn die deutsche Sprachwissenschaft beginnt ja eigentlich erst im Anfang des 19. Jahrhunderts. Bismann aber weiß schon ganz genau, daß die Sprache sich entwickelt, daß Wörter ihren Sinn ändern können und vieles andere — aber er weiß es nur theoretisch, er wendet dieses Wissen praktisch nicht an, sondern mißbilligt alles, was ihm nicht vertraut ist, und billigt andererseits alles ungesprochen nichtschreibsprachliche Eigentümlichkeiten seiner Mundart. Wissenschaftliche Gründe aber vermischen wir bei allen, und halt daß wir Sicherheit darüber erlangen könnten, woran das Sprachwidrige zu erkennen ist, sind wir nur in hohem Maße unzulänglich geworden gegenüber solchen Verurteilungen einzelner Sprachforschungen.

Leider läßt sich nicht sagen, daß diese oberflächliche Sprachwissenschaft in unseren Tagen aufgehört habe — im Gegenteil. In Büchern, Zeitschriften und Zeitungen finden wir immer wieder abspredende Aeußerungen über allgemeine übliche Ausdrucksweisen. Jeder fühlt sich berufen, sich über dies oder das lustig zu machen, ohne irgendwelchen sachlichen Grund anzuführen zu können. Alle diese Sprachkritiker sind sich darin einig, daß sie ganz genau zu wissen glauben, was Mißbrauch ist; aber nicht zwei von ihnen sind in allen Punkten einer Meinung. Jeder gebildete Deutsche hat einen Teil der Ausdrucksformen Bismanns von Herzen brigantinn. Jeder aber hat sich selbst hier und da getroffen gefühlt, jeder sucht das eine oder andere zu verteidigen. Wenn man seine Sprachbaumtafel oder eine der vorwandten Bücher liest, so läßt man sich vielleicht von dem ehrlichen Jona des Verfassers anlocken, läßt sich überzeugen, wie allein die Befolgung seiner Grundfätze den drohenden Niedergang unserer Sprache aufhalten könne; man wird

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Er war nicht schlecht und hätte mich auch nicht entbehren mögen. Er war meiner bloß ein wenig zu sicher, als ob wir schon verheiratet gewesen wären, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir zu zeigen, wie abhängig ich sei.

Ich vergoß so manche unnütze Träne über meinen Zustand, aber ich wollte mich nicht auf etwas einlassen, das so heggam; denn wie würde es werden, wenn er erst Trauschein und Kontrakt darüber hatte, daß ich sein war, und uns oben-dreien ein Kinderschwarm verband. Und an dem Tage, als er alles zum Aufgebot geordnet hatte und kam, um mich zu holen, sagte ich kurz und bündig: Nein, ich wolle nicht heiraten.

Nun hatt ich ihn hingehalten, weil ich zornig auf ihn war und dachte: Daß ihn nur schaffen und vorbereiten! Und es traf ihn darum wie ein Schlag, und er geriet ganz außer sich.

Das ganze Kiraspiel war übrigens nicht weniger außer sich, keiner konnte es begreifen, und alle sagten, ich müsse nicht richtig in Kopf sein. Mutter, die doch selbst etwas Lehnlisches durchgemacht hatte, wurde wütend und jagte mich aus dem Hause. Da schlug ich mich durch, so gut es ging; und jezt sitz ich hier in meinem eigenen Heim und habe gut zu tun. „Aber Sie hatten doch wohl etwas, was Ihnen Widerstand leisten half?“ fragte Karl.

„Ja, ich hatte gute Laune und zwei gute Hände am Schaff“, entgegnete sie. „Uebrigens war die Laune nicht immer gleich gut. Eise bekam ich bei einer alten Frau, die in einer kleinen Hütte am Waldrand wohnte. Sie selber lebte von dem, was die Armenverwaltung ihr gab, und sie half mir bei der Geburt, gab mir zu essen und behielt mich über eine Woche bei sich. Aber dann war nichts mehr zu essen da, und ich mußte sie verlassen. Damals hockete es mit der guten Laune, und ich sah eines Nachts auf dem Rand einer Mergelgrube: das Kind hatt ich in ein Tuch geknüpft und einen Stein daran gebunden. Und das war Eise, die ich jezt keine Stunde entbehren kann, ohne Sehnsucht zu bekommen. Es überläuft mich kalt, wenn ich an diese Nacht denke, daß können Sie mir glauben.“

Karl sah das blühende junge Mädchen vor sich. Nach so viel Lebensfreude, Gesundheit und Jugend hatte der Tod den Rachen aufgetan — nichts als ein unansehnliches kleines graues Bündel mit einem schweren Stein daran! Er zitterte am ganzen Körper.

„Aber nun ist ja alles gut“, sagte sie lächelnd und blinzelte nach dem abendlichen Feuerchein hin. „Unten in der Stube sitzt mein Freierrmann zum zwanzigstenmal. Ich muß gewiß zu ihm hinunter, er ist kaum ganz nüchtern.“

„Jezt sind Sie wohl fertig mit den Männern?“ sagte Bauer.

„Fertig mit ihnen? Nein, warum! Träfe ich einen Mann, den ich lieb hätte, so könnte ich recht gut mit ihm zusammenleben; aber mich mit ihm verheiraten — nie in alle Ewigkeit. Man ist doch ein Mensch! Mit dem da unten bin ich allerdings fertig.“

Sie stand auf und machte sich um ihn zu schaffen, zog die Bettdecke über seine Füße und glättete das Kopfkissen. „Jezt werden Sie gewiß schlafen können, nach all meinem langweiligen Geklapper“, sagte sie bescheiden.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Sorgen Sie dafür, daß Sie morgen wieder auf den Beinen sind“, fuhr sie fort. „Jezt muß ich doch hinunter und meinen Mann unterhalten. Sie haben darum wohl nichts dagegen, daß Uie Ihnen das Abendbrot heraufbringt? Es ist gar nicht leicht, wenn man so viel umschwärmt wird wie ich: ein Mann oben und ein Mann unten.“

Sie nickte vergnügt und ging hinunter.

Am nächsten Morgen erwachte Karl früh. Er sprang energisch zum Bett hinaus, wusch sich kalt ab und kleidete sich an. Dann ging er in den Garten hinaus und umwanderte langsam die kleine Rasenfläche, wobei er regelmäßige Atemübungen vornahm, um die Lungen zu kräftigen und zu weiten. Tage hatte ihn dazu veranlaßt, es zu versuchen.

Im Hause waren die beiden Frauen bereits emsig bei der Arbeit, er hörte sie durchs offene Fenster plaudern und lachen. Einen Augenblick lauichte er ihrem Schwaben, aber es war kein Zusammenhang darin, sie sprangen von einem Gegenstand zum andern, beantworteten nicht einmal die gegenseitigen Fragen, sondern lachten bloß und schmaßten, ganz ins Blaue hinein.

Nachdem er zehn Minuten umhergetrabbt war, ging er auf sein Wohnzimmer. Es war schon zurechtgemacht, — so frisch er auch aufstehen mochte, immer war für ihn alles bereitet. Selbst der Blumen, dieser Sträuße, die er von einer „vornehmen unbekanntem Dame“ geschickt bekam, nahmen die beiden sich an; sie gaben ihnen frisches Wasser, entfernten die welken Blumen und ordneten die übrigen mit unbegreiflicher Behutsamkeit.

Ueberall spürte man den Einfluß dieser beiden Frauen, ihre freundliche Ansicht, ihren Sinn für Traulichkeit, ihre nie verlassende Fürsorge selbst für das Kleinste. Nichts erschien ihnen gleichgültig oder beschwerlich. Er konnte nicht umhin, dies mit seiner eigenen kleinlichen Bedantheit und derjenigen anderer Männer zu vergleichen, mit dem ewigen Erwägen, inwieweit dies oder jenes denn auch der Fähigkeiten oder Kräfte wert sei.

Wie viel Arbeit mußten sich diese beiden Frauen auf-erlegen, bloß damit er es gemütlich hatte! Und was war er denn für sie? — Ein Fremder, den sie gegen geringe Bezahlung in ihrem Hause beherbergten, dem sie sich fügen und nach dem ihr ganzes Dasein einrichten mußten, bloß um „etwas zur Miete“ zu bekommen. Und doch waren sie vergnügt bei allem, was sie taten, vergnügt bei der unaufhörlichen Arbeit und der eifrigen, aufmerksamen Fürsorge, die von ihnen verlangt wurde.

Aber diese warme Behutsamkeit, die Hingabe und Freude darüber, sich aufzuopfern, galt kaum ihm, sie galt dem Manne, vielleicht dem Menschen, dem Geschöpf in ihm. Und blühartig fühlte er, daß er hier dem großen unendlichen und unfassbaren Gefühl gegenüberstand, das nur in demselben Grade gedieh wie die Ausdauer. — Dem Muttergefühl. Diese eigentümliche Unmüdigkeit des Selbsterhaltungstriebes äußerte sich hier in aller Breite, als Drog des Weibes, sich alles Erreichbaren anzunehmen. Und wenn die Gelegenheit sich bot, würde dieses Bedürfnis nach Liebe einen zarten kleinen Menschenkeim wie Sonne und Wärme inströmen und mit fast alles überwindender Kraft in die Höhe treiben.

Dieser gemaltige Antrieb zum Leben hatte ihm gefehlt, darum war und blieb er trotz allen Hoffnungen ein Gezeichneteter, zum Tode Verurteilter, allerbüßtestens ein Vergnadigter.

(Fortf. folgt.)

aber fröhlich, wenn der nächste in diesen Punkten genau das Gegenteil sagt und ebenso unbedingt Glauben fordert. Es fehlt ihnen eben der einheitliche Maßstab für die Prüfung auf Sprachrichtigkeit hin. So ist denn der einzige Eindruck, den alle diese Darstellungen unterchiedslos machen, der, daß es mit unserer gegenwärtigen Sprache überaus traurig bestellt ist; es heißt, daß von allen Sprachen, die heute von maßgebenden Vätern geredet werden, unsere die unfertigste, unbeholfenste, unvornehmste, unliebenswürdigste ist. Nach diesen Tadlern gibt es eigentlich keinen einzigen Dichter, Gelehrten oder Schriftsteller irgendwelcher Art, der müßergütlich Deutsch schreibt. So bleibt denn als einzige wirkliche Sprachkennner diese Kritiker selbst übrig, die freilich auch keine geschlossene Schaar von Schreibern römischen Deutsches bilden, da jeder von ihnen die Fehler der anderen klar erkennt und nur sich allein als wahren Kenner betrachtet.

Diese Klagen haben bewirkt, daß der gebildete Deutsche heute mehr als früher auf seine Sprache achtet und sich angestrengt bemüht, ja gutes und richtiges Deutsch zu schreiben. Die Frage, welche von zwei Sprachschreibungen richtig sei, wird daher immer aufs neue aufgeworfen und besprochen. Aber bei der Schwierigkeit, einen untrüglichen Maßstab für die Richtigkeit zu finden, macht sich bei solchen Erörterungen unter dem Einfluß der endlosen Sprachkriterien vielfach eine spitzfindige Auffassung geltend. Selbst eine so untrügliche richtige Forderung wie die Klarheit des Ausdrucks wird dabei in einer so feinkleinlichen Weise ausgelegt, daß sie aufhört, sprachgemäß zu sein. Man betrachtet nämlich jeden Satz als unklar, dessen grammatischer Bau es erlaubt, daß man ihm mit einigem Höfen Willen eine andere, sei es auch noch so fernliegende oder sinnlose Bedeutung unterlegt. So wird der Satz: „Der Tod des trefflichen Mannes, dem wir so viel zu verdanken haben“ als unsinnig getadelt, weil das bezügliche Fürwort *dem* bei dieser Fassung des Gedankens sich nur auf den Tod beziehen könne. Das ist eine rein äußerliche Auffassung von der Sprache; sie wäre nur berechtigt, wenn die Sprache von und für Menschen geschrieben würde, die sich nur an die grammatische Beziehung klammern könnten, aber nicht den Versuch hätten zu erkennen, daß der Sinn nur eine einzige Bedeutung zuläßt, d. h. wenn sie von Narren für Narren bestimmt wäre. Der Unbefangene kommt niemals zu solchen Querspaltereien, und doch ist er zunächst oft wehrlos, wenn ihm jemand mit dem Einwand kommt: der Satz ist nicht klar, er kann auch so oder so heißen. Wenn wir den Begriff Klarheit in dieser feinkleinlichen Weise fassen, dann gibt es keinen Schriftsteller der Welt, der klar geschrieben hätte. Man schlage nur eine Seite Goethe auf, und man wird sehen, wie leicht man ihm die und da die Worte im Munde verdrehen kann. Wenn es im „Götter“ heißt: „Sage einer, was man nicht erlebt hat“, so kann das nach der buchstäblichen Auslegung natürlich nur bedeuten, jemand möge etwas nennen, was man nicht erleben kann. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sicherlich niemand den Satz anders verstanden hat als so: Was kann man nicht alles erleben!

Die Verbreitung dieses sprachwidrigen Strebens nach unbedingtiger Eindeutigkeit führt geradezu zu einer Deutlichkeitsucht. Ich erinnere mich, daß einer meiner ersten Lehrer nicht dubitierte, daß wir sagten: das Wort wird groß geschrieben, sondern verlangte: mit einem großen Anfangsbuchstaben. Wer etwas zu schreiben hat, der achtet mit peinlichster Sorgfalt darauf, sich so auszudrücken, daß auch bei der bösesten Absicht kein Mißverständnis denkbar ist. Gerade dadurch kommt bisweilen ein unnatürlicher, schwülziger, papierner Stil zustande, der ins Gegenteil umschlägt und fast unverständlich wird. Aufmerksam Beobachtung bietet uns jeden Tag neue Beispiele für diese lächerliche Deutlichkeitsucht, die sich ganz besonders auch bei Titeln und Namen zeigt. In einer mittel-deutschen Stadt gab es früher eine nach einem verdienten Bürger benannte Wuchererstraße. Plötzlich machten die Bewohner dieser Straße die Entdeckung, daß der Name ehrenrührig sei: mußte nicht jeder, der nie von Wucherer gehört hatte, annehmen, daß in dieser Straße nur Wucherer wohnten, indem etwa von Seiten der Behörden zögernd alle gewerbsmäßigen Wucherer hier untergebracht worden wären? Zweifellos. So hat denn die Straße einen Vornamen bekommen, heißt Ludwig-Wucherer-Straße, und ihre Bewohner sind von dem unerträglichen Druck befreit. — Man glaubt heute, jeder Titel und Name müsse vollständig das ausdrücken, was man darunter versteht. Ein Name wie *Amerikalina*, wie übrigens die praktischen Engländer diese deutsche Linie oft nennen, müßte ja zu tausend Irrtümern Veranlassung geben, also sagen wir lieber: *Saumburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft*. Es gibt auch eine Vereinigung *Flensburg-Glensunder und Sønderburger Dampfschiffsgesellschaft*, eine königliche *Schiffingenieur- und Seemannslehrenschule*. Ein dem König von Sachsen zu Ehren benannter Weg in den Dolomiten heißt kurz und treffend: *König-Friedrich-August-von-Sachsen-Bühnenweg*. Dabei drängt sich einem unwillkürlich der Wunsch auf, daß noch eine kleine Lebensbeschreibung mit einigen Jahreszahlen in den Namen hineingearbeitet sein möchte, in fünfzig Jahren weißt sonst kein Mensch mehr genügend Bescheid. Angesichts solcher Wortungetüme begreift man, wie Abkürzungen verschiedener Art sich einbürgern, wie auch die Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben immer häufiger wird (*Sopag, Sedag, Delag* usw.), es ist dies einfach Notwehr.

Wie Buca genommen wurde.

„Daily Mail“ veröffentlicht den Brief eines englischen Offiziers aus Kamerun an seine in England lebende Mutter. Er gibt eine anschauliche Schilderung der am 15. November erfolgten Einnahme von Buca, dem Sitz der deutschen Zentralverwaltung von Kamerun am Abhänge des Kameruner Wätterberges. Es heißt in dem Brief:

Wir kamen heute an eine größere Stadt und nahmen sie. Sie liegt am Endpunkte der Eisenbahn (gemeint ist offenbar die von Victoria ausgehende Schmalspurbahn) hoch oben in den Bergen. Jetzt stehe ich im frühen Abendwind barfuß auf dem Rasen, gerade gegenüber dem Hause des Gouverneurs, um mir die wundergelassenen Fische zu kurieren. Vor etwa 14 Tagen brachen wir von . . . (Name fehlt wegen der Zensur) auf, und eine unserer Kompagnien schwenkte auf der Westseite der (Ramenquba)-Bergkette ab, um sich allmählich in den Bergen emporzuarbeiten, bis Nacht in den Eingeborenenhöfen oder auch im Busch lagerte. Ich mache durchaus kein Geheimnis daraus, es war ein hartes Stück Arbeit, und ich verlange nämlich sobald nicht wieder nach lederhartem trockenem Rindfleisch und Hundefleisch. Es ging über Berge, höher als Du Dir vorstellen kannst, oft sahen wir die Wölken tief unter uns. Niemals auf dem ganzen Marsche gab es einen auch nur leidlichen Weg, meist mußten wir uns einen jähnen Pfad erst aushauen. Elefanten zeigten sich in großer Menge.

Es ist eine nervenaufreibende Arbeit, so im Kameruner Urwald vorzudringen. Mehrere Male mußte das Maschinengewehr in volle Tätigkeit treten. Glücklicherweise hatten wir keine Verluste und Stück um Stück drangen wir weiter, weiter vor.

Gestern beim Schreiben wurde meine friedliche Ruhe plötzlich raub durch feindlichen Angriff gestört: Es entspann sich ein recht heftiger Kampf mit einer Anzahl Patrouillen. Ich bin heller Haut abgenommen, aber einer von unseren Offizieren erhielt einen Schuß durch die Brust. Wir mußten ihn begraben. Er war einer der nettesten Kerle, die ich je kennen gelernt habe. Eine ganze Anzahl von Dynamitpfehlungen an der Eisenbahn hatte ich mit ihm zusammen ausgeführt. Dabei, wo die Verlastung gleich zwei oder drei Seiten lang ist, fragt man nichts nach dem Verlust eines einzelnen weißen Mannes. Aber hier im tropischen Afrika sind wir nur eine kleine Schaar Weißer, einige Offiziere unter lauter Negern, und der Verlust eines einzigen Weißen wiegt schwerer als der Tod von 50 schwarzen Soldaten.

Nun komme ich auf den gestern abgedruckten Brief zurück. Wir zogen hinter einer zurückweichenden deutschen Kolonne her,

immer im Abstände von etwa drei Stunden, aber wir konnten sie nicht einholen. Schließlich, als meine Stiefel total zerissen waren, gelangten wir an den Kopf der Bahlinie.

Ich führte die Vorhut, als wir hier ankamen. Gleich bei der Ankunft sah ich, daß weiße Fahnen ausgelegt waren. Zwei Deutsche kamen uns entgegen. Aber ich stürmte vorbei zum jenseitigen Ende der Stadt und ließ meine Leute ausfahren, um ein Entkommen für jedermann unmöglich zu machen. Dann erst betrat ich das Haus des Gouverneurs und grüßte angemessen etwa 30 deutsche Damen und einiges junges Volk. Alle waren sehr höflich und fragten mich, ob ich ein englischer Gentleman wäre. Ich verstehe herzlich wenig Deutsch, doch sprach ich ein paar Worte wie: „Eine Klasse Tiere.“ Da brachten sie mir ihre zweit- oder dritbeste Flasche. Ich war zwei Stunden lang marschiert und nahezu eine Meile bergan gerannt: daher hätte mir Nektar nicht trefflicher munden können. Einige der Damen sprachen Englisch und ich unterließ mich lange Zeit mit ihnen. So erfuhr ich, daß fast alle ihre Männer im Kampfe gegen uns standen. Die Damen mußten den Platz innerhalb zwei Stunden räumen.“

Kleines Feuilleton.

Weltkabelnetz und drahtlose Telegraphie.

Die erste Kriegshandlung Englands war die Zerstückelung der deutschen Untersee-Kabel, so daß das Reich von der übrigen Welt fast ganz abgeschnitten war. Die konnte jener trostlose Zustand herbeigeführt und wie überwunden werden?

Antwort auf diese Frage gaben zwei Vorträge, die vor wenigen Tagen in der Urania gehalten wurden. Dr. K. Henning sprach am Donnerstag über das Weltkabelnetz und unsere Isolierung, Professor Donath über die Nachrichtenübermittlung durch Wellen und Strahlen, und beide Vorträge ergänzten sich. Als die Kabeltelegraphie soweit ausgebildet war, daß die Rentabilität einer Untersee-Kabelbahn sichergestellt erschien, ergriff England sogleich die Gelegenheit, die Welt mit einem Netz von Kabeln zu überziehen. Die anderen Völker waren froh, der Mühe, eigene Kabel zu legen, überhoben zu sein, ohne zu erkennen, welches Nachtmittel sie auf diese Weise England überließen. Erst als gewisse politische Ereignisse die Welt lehrten, was sie veräußert hatte, begannen die anderen Länder energisch mit der Anlage eigener Untersee-Kabel. Deutschland baute eine Amerikanerin und eine nach Afrika, es verschaffte sich im Pazifischen Ozean Anschlag an eine amerikanische Linie usw., aber in eine Konkurrenz mit England konnte es nicht mehr eintreten. — Inzwischen begann die Funkentelegraphie ihre Triumphe zu feiern, so daß es schließlich gelang, mit ihrer Hilfe gelegentlich den Atlantischen Ozean drahtlos zu überbrücken. England sah sich bedroht und griff sogleich wieder fest zu. Die anderen Völker aber hatten die englische Nachtaudnutzung seines Weltkabelnetzes noch in zu frischer Erinnerung, und so wurde denn auf der großen Berliner internationalen Konferenz allen funktentelegraphischen Systemen Gleichberechtigung zuerkannt. Deutschland ging sogleich daran, überall Stationen zu errichten. In der letzten Zeit aber richtete es sein Hauptaugenmerk auf die Großstationen.

Die diese Uebertragung nun vor sich geht, welche physikalischen Grundzüge und wie diese dabei Anwendung finden, das trug Prof. Donath in einem Experimentalvortrag vor. Die Funkentelegraphie war ja schon früher Gegenstand lehrreicher Vorträge in der Urania, diesmal aber führte Prof. Donath alle Mittel vor, die ohne Drahtleitung Nachrichtenübertragung gestatten. Akustische (Unterwasser-Signale), optische und elektrische Signale wurden besprochen, und von diesen nahmen naturgemäß die elektrischen das Hauptinteresse in Anspruch. Drahtlose elektrische Signalgebung ist auch noch auf anderem Wege als dem der Funkentelegraphie möglich, z. B. durch die Einleitung elektrischer Ströme in Wasser. Versuche dieser Art sind um die Jahrhundertwende namentlich auf dem Wasser ausgeführt worden. Aus ihnen hat sich eine originelle Art des Lotens von Schiffen ergeben. Mit Hilfe derartiger Signale kann ein Schiff auf bestimmter Fahrstraße in bestimmte Stellen bugstiert werden. Der Versuch, den der Vortragende mit einem kleinen Modell demonstrierte, war verblüffend.

Die japanischen zehn Gebote.

Bei einem japanischen Soldaten, der vor Tsingtau gefallen ist, wurde ein kleines Heft gefunden, in das eine unerkennbare Schülerhandschrift die den zehn Geboten der Christen ähnlichen moralischen Vorschriften niedergelegt hatte. Vorchristen, nach denen die japanische Jugend seit Jahrhunderten ihre Lebensführung regelt. Es sind zehn Lehrsätze, die die Japaner in Verse gebracht haben, und die die Kinder, um sie dem Gedächtnis unaussprechbar einzuprägen, auswendig lernen und nach einer einfachen Melodie singen. Nach der Uebersetzung eines italienischen Blattes haben diese japanischen zehn Gebote folgenden Inhalt: 1. Die Grundlage aller Tugend ist die Gesehmähigkeit. Man muß die hehre Person des Kaisers mit tiefer Liebe verehren und dem Vaterlande mit beständiger Ergebenheit dienen. 2. Man muß seinen Eltern die liebevollste Pflege und Aufmerksamkeit erweisen und stets ihre Liebe und die Wohlthaten, die sie uns erweisen haben, im Gedächtnis bewahren. 3. Brüder und Schwestern müssen als Glieder einer Familie sich innig lieben und in Eintracht miteinander leben. 4. Jeder soll zum Besten der anderen arbeiten und wirken, das Gute ermutigen, das Böse bekämpfen und Freunde wie Fremde in gleicher Weise behandeln. 5. Die Abkehr von der Lüge bahnt den Weg zur Wahrheit; sei deshalb immer wahr und hüte dich andererseits auch vor Fälschungen und Vorurteilen. 6. Wenn Du die Vergangenheit studierst, wirst Du die Gegenwart verstehen. Deshalb sollst Du stets und mit nie nachlassendem Eifer an Deiner geistigen und moralischen Erziehung arbeiten. 7. Tröste die, die im Unglück sind, und nütze alle Kräfte, die in Dir sind, um den Unglücklichen freundlich und milderherzig zu begegnen. 8. Man sagt, daß jede Krankheit durch die Tür des Mundes eintritt. Achte deshalb sorgsam auf das, was Du isst und trinkst. 9. Bewahre Dir stets einen edlen Ehrgeiz und einen hohen Seelenflug, auch wenn Dich die Widerwärtigkeiten des Lebens bedrücken. 10. Beachte treu und gewissenhaft die Vorschriften der Väter zur Ehre Deines Hauses und des Vaterlandes.

Jeanne.

In einem Feldpostbrief, den „Hörsburg Abis“ mitteilt, erzählt, wie die „Frankfurter Zeitung“ mitteilt, ein Kriegsteilnehmer an der Westfront folgende ungewöhnliche Begebenheit: „Im November stürmten wir A. und gruben uns jenseits des Ortes ein. Außer einigen alten Leuten waren alle Einwohner geflohen. Unsere Kompagnie lag bei einem großen Bauernhof in Stellung, bei dem sich eine kleine Höhle befindet. Als wir diese eines Tages durchsuchten, fanden wir ein Mädchen von fünfzehn Jahren, die Tochter des Weigers, die ihr väterliches Heim nicht hatte verlassen wollen. — Bald wurden wir mit Freund mit ihr, besonders ich, der etwas Französisch spricht. Sie hieß Jeanne, wurde aber bald Anne gerufen. Wir waren vier Nordschleswiger zusammen, und sie hielt sich stets zu uns, lachte und wusch für uns. Ende Dezember schob die schwere englische Artillerie die Höhle entzwei. Seitdem wohnte sie bei uns, und die ganze Kompagnie hatte sie gern und bewunderte ihre Tapferkeit. Als die Franzosen einmal einen schweren Angriff machten, blieb sie die ganze Zeit im Schützengraben und half mutig beim Verbinden der Verwundeten. — Vor ein paar Tagen wurde indessen befohlen, daß sie nach A. geschickt werden solle, wo französische Zivilisten wohnten. Weindem bat sie unsere Führer, nur noch einen Sonntag bleiben zu dürfen. Das wurde erlaubt. Am Sonntag vormittag beschoß uns die feindliche Artillerie. Plötzlich schlug ein Kollertreffer in unseren Untergrund, in dem sich Jeanne befand. Keiner von uns schämte sich, zu weinen, als wir ihren Leichnam aus der Höhle herauszogen. Jetzt schmückt ein großes Steinkreuz ihr Grab. Lud oft sagt einer zum anderen: arme Jeanne!“

Der Farbensinn der niederen Tiere.

Zu den kurzzeit wohl am lebhaftesten diskutierten Problemen der vergleichenden Physiologie gehört die Frage nach dem Farbensinn der Tiere, d. h. ob überhaupt und wenn, wie die Tiere verschiedene Farben empfinden. Aus zahlreichen Versuchen der letzten Jahre, die vor allem von dem Münchener Augenkundler v. Hef angeführt wurden, schien sich die auffallende Tatsache zu ergeben, daß die Tiere, wenigstens nach Hef, alle farblos seien und wie farblose Menschen die Farben nur nach ihrer Helligkeit unterscheiden. Diese Behauptung löst aber seit einiger Zeit auf den Widerspruch anderer Forscher, wie v. Frisch und anderer. Diese Versuche in zahlreichen Arbeiten den Nachweis zu führen, daß auch die niederen Tiere eine ziemlich entwickelte Farbenempfindung besitzen. Als Beweis dafür wird unter anderem das physiologische Verhalten der Reihentiere des Tintenfischganges, wenn es mit verschiedenfarbigen Lichtern (etwa rot und blau) beleuchtet wird, beigebracht. Es sei daran erinnert, daß bei der Tätigkeit jedes lebendigen Organes in ihm feinste elektrische Ströme, die sog. Aktionsströme, entstehen, deren Verlauf graphisch durch Kurven sich darstellen läßt; und zwar zeigen Ströme, die in ihrer Intensität und ihrem Ablauf verschieden sind, verschiedene Formen der Kurve. Bei der Beleuchtung des Tintenfischganges mit blauem Licht traten nun andere Aktionsströme auf als bei rotem Licht, was man als den Ausdruck eines Farbenunterscheidungsvermögens zwischen blau und rot auffassen kann. Auch für die Bienen und Insekten war behauptet worden, daß sie total farblos seien. Aber zu welchem Zwecke trügen dann die Blumen die mannigfachen Farben, wenn die umfliegenden Insekten sie doch nicht unterscheiden könnten? Dennoch scheint die alte Lehre von dem Sinne der Pflanzenfärbungen, Insekten herbeizulocken, um die Bestäubung zu veranlassen, zu Recht weiterzubestehen. v. Frisch zeigte in Versuchen, daß die Bienen durchaus farbenempfindlich sind. Man hat ihnen schon von jeher — was aber unbedeutend ist — eine Vorliebe für Blau zugeschrieben. Jedoch konnten sie auf Blau gewissermaßen dressiert werden, so daß sie Blau inmitten einer abgestuften Serie von Grau in allen Helligkeitswerten auffanden, was nicht gesehen hätte, wenn sie die Farben nur nach den Helligkeitsnuancen empfinden würden. Andererseits zeigen sie aber auch, wie v. Frisch in einem neuen Werk „Farbensinn der Bienen“ auseinandersetzt, Mängel der Farbenempfindung. Ihnen sind Farbensättigungen von tiefem Rot bis zum tiefen Gelb nicht wesentlich verschieden, während sie hellgelb von blau deutlich trennen. Damit stellen sie sich in eine Reihe mit unseren Farbblinden, den Rotgrünblinden oder Protanopen. Diese Mängel sind verständlich, denn auch die Farbenempfindung hat eine stammesgeschichtliche Entwicklung durchgemacht, ehe sie die Höhe erreichte, die das Auge des Menschen auszeichnet. Wie, das heißt in welcher Qualität die Tiere Farben empfinden, das läßt und wird sich auch niemals sagen lassen.

Verfälschte Liebesgaben.

Wie leicht es viele Fabrikanten von Tabletten mit der Kennzeichnung ihrer Ware nehmen, ist, so schreibt Dr. Holz in der „Pharmazeutischen Zeitung“, unverständlich. In einem Falle waren „Kakaotabletten“ mit ganz grobem Zuderlorn durchsetzt, ohne den geringsten Hinweis hierauf. In einem anderen Falle war desloriert: „Kakaotabletten“ und kein darunter: „aus Kakaos und Zuder“. Der Zudergehalt erwies sich aber bei der Analyse höher als der Kakaogehalt. Auch der zu den Kakaotabletten verwendete Kakaos entspricht nicht immer den Anforderungen. So stellte Dr. Holz in einem Falle in Tabletten einen erheblichen Schalengehalt fest. Ebenso enthält ein von Holland importiertes „Kakaopulver“ etwa die Hälfte Schalenbestandteile. In einem anderen Falle bestand das „Kakaopulver“ in der Hauptsache aus Kakaoschalen. Auch bei Kaffee-tabletten sind die Verhältnisse ähnlich, wenn auch nicht ganz so unangenehm. Bei Kaffee-tabletten aus „Kaffee und Zusatz“ darf natürlich auch die Menge des Zusatzes nicht höher sein als die des Kaffeepulvers, da sonst Täuschung vorliegt. Wenn man bedenkt, was jetzt nicht alles auf dem Gebiete der Nahrungsmittelherstellung seine Betätigung sucht, vielfach Leute, selbst im guten Glauben, mischen und fälschen, sollte man beim Einkauf doppelt vorsichtig sein.

Notizen.

— Bühnenchronik. Das Gastspiel *Else Lehmanns* an der Volksbühne, das sie mit Sigurjonnsens isländischem Drama „Berg Ebnid und sein Weib“ eröffnen wollte, muß wegen Erkrankung ihres Ebnid verschoben werden.

— Ein polnischer Maler. In den Münchener Ausstellungen lehrten seit vielen Jahren stofflich interessante und auch mit malerischer Verbe durchgeführte Motive aus Polen wieder. Man sah da z. B. Episoden aus der polnischen Geschichte, polnische Landschaften, polnischen Schmutz, kurzum, manches von dem, was jetzt unsere Krieger im Osten erleben. Diese Bilder stammten von dem in München lebenden polnischen Maler *Wierozłowski*, der dort jetzt im 65. Lebensjahre gestorben ist.

— Georg Busse-Palma, der sich als Lyriker (Nieder eines Zigeuners u. a.) und Skizzenverfasser bekannt gemacht hat, ist in Leipzig gestorben. Er war schon seit längerem geistig erkrankt. Der „Vorwärts“ hat früher einige seiner Skizzen, die wie die seines Bruders gemeist in einer deutsch-polnischen Umgebung spielen, abgedruckt.

— Fortschritte im Bau der Wagdabbahn berichtet die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. Ende Dezember vorigen Jahres ist der *Wilemedil-Tunnel* im Taurusgebirge auf der Strecke der Wagdabbahn durchgeschlagen worden. Man sieht daraus, daß trotz des Krieges die Arbeiten an dieser für die Türkei auch vom strategischen Standpunkt aus überaus wichtigen Strecke reger fortgeschritten. Eine große Schwierigkeit bietet allerdings noch das *Amanusgebirge*, das von einem 5 Kilometer langen Tunnel durchzogen wird, der sich noch im Bau befindet.

— Der Krieg und die Zigeuner. Infolge des Krieges wurden zahlreiche Zigeuner aus dem deutsch-französischen Grenzgebiet nach der Schweiz abgedrängt. Der schweizerische Bundesrat ließ die Männer in der Strafanstalt *Wigwil* internieren, während die Zigeunerfrauen und die Kinder mehreren Heilanstalten zugewiesen wurden.

— Die Italiener in Deutschland. Nach der letzten Volkszählung waren unter den rund 1 260 000 Ausländern, die sich zur Zeit der Zählung auf deutschem Grund und Boden befanden, über 104 000 Italiener. Die italienische Einwanderung nach Deutschland stand vor Ausbruch des Krieges an vierter Stelle; sie wurde nur von den Einwanderungsziffern Russlands, Oesterreichs und Ungarns überboten. Im Jahre 1911—1912 waren in der deutschen Industrie über 52 000 Italiener bei einer Gesamtzahl von rund 335 000 ausländischen Arbeitern beschäftigt. Von den italienischen Einwanderern wenden sich die Mehrzahl der Industrie zu und nur wenige suchen in der Landwirtschaft Beschäftigung. Der stärkste Einwanderungsstrom aus Italien ergießt sich nach *Elßah-Rothringen*, nächst dem nach Bayern, Württemberg und Baden. In den letzten 25 Jahren haben sich die Italiener in Deutschland verdreifacht, während die Zahl der Oesterreicher und Russen sich nur verdreifacht hat und die der Schweizer und Franzosen zurückgegangen ist.

— Die Leihbibliothek im Schützengraben. Von so manchen Einrichtungen, die man im Schützengraben schwerlich vermuten würde, ist die Kunde von der Front in die Heimat gekommen, aber aber hat schon von der Leihbibliothek im Schützengraben gehört? Ein Buchhändler aus Chemnitz, der als Landwehrmann in der Nähe von Reims liegt, hat wirklich und wahrhaftig in seiner „Tropfenhöhle“ eine Leihbibliothek eingerichtet. Sie wird, wie das Buchhändler-Wörterblatt berichtet, außerordentlich fleißig benutzt und hat alle Ausichten darauf, noch immer neue Kunden zu erwerben, falls sie aus der Heimat genügend mit Büchern versorgt wird.